

Wolf-Rainer Marx

Der Pfarrer predigte im Soldatenmantel

Der schnelle Wiederaufbau zerstörter Kirchen im Oderbruch

Wolf-Rainer Marx, Informatiker, war lange Zeit Mitglied im Vorstand des Förderkreises Alte Kirchen Berlin-Brandenburg und betreut den Internetauftritt des FAK.

Am 31. Januar 1945 bildeten sowjetische Vorauskräfte den ersten Brückenkopf westlich der Oder bei Kienitz. Es begann die erbittertste Auseinandersetzung des Zweiten Weltkrieges auf deutschem Boden. Die zerschossenen und geplünderten Dörfer wechselten bis zu dreißigmal den Besitzer. Windmühlen, Schornsteine und Kirchtürme wurden von der deutschen Wehrmacht gesprengt, um dem Feind die Orientierung zu nehmen. Die Entscheidungsschlacht begann am 16. April auf den Höhen vor der Stadt Seelow mit einem Trommelfeuer aus 9000 Artilleriegeschützen. Nach drei Tagen hatten 2,5 Millionen sowjetische Soldaten die Schlacht entschieden und der Weg für die 1. Weißrussische Front entlang der Reichsstraße 1 nach Berlin war frei.

Südlich der Straße zwischen der Oder und Seelow stehen 15 Kirchen. Nach dem Ende des Krieges war nur eine noch benutzbar. Die kirchliche Versorgung wurde trotzdem schnell wieder hergestellt: In Pfarrhäusern, abgetrennten und notdürftig wieder hergerichteten Räumen der Kirchenruinen, in Friedhofskapellen. Der Wiederaufbau der Kirchengebäude begann oft erst nach 1990. Einige wurden in Teilen wieder aufgebaut (Reitwein, Carzig), eindrucksvolle Verbindungen von alter und neuer Substanz entstanden (Niederjesar, Hohenjesar, Podelzig), manche Ruinen wurden nur gesichert (Schönfließ, Mallnow, Rathstock).

In diesem Beitrag soll von zwei Kirchen berichtet werden, knapp fünf Kilometer voneinander entfernt, wenige Kilometer südlich der Bundesstraße 1 gelegen, die aussehen, als wären sie nie zerstört worden.

Sachsendorf wurde 1432 von den Hussiten verwüstet und es dauerte 80 Jahre bis eine neue Kirche gebaut und 1519 eingeweiht werden konnte. Die Mauern wurden aus farbig angeordneten Backsteinen errichtet, der



Dorfkirche Sachsendorf 1930; Fotos: Archiv Norbert Trebeß/Ephoralarchiv Seelow

Turm am Anfang des 17. Jahrhunderts durch eine zweigeschossige Blendengliederung belebt und 1738 mit einer mehrfach geschweiften Haube gekrönt. Der Ostgiebel wurde mit einer dreigeschossigen, mit Vorhangbögen gestalteten Blendengliederung geschmückt. Der Altaraufsatz von 1598 zeigte das ikonographische Programm der Reformationszeit. Anfang des 20. Jahrhunderts wurden Fresken freigelegt, die zeigten, wie lebendig der Innenraum ursprünglich ausgemalt war. 1737 wurde eine prächtig bemalte Orgelempore eingebaut. Die Kirche überstand alle Kriege, bis Anfang April 1945 Wehrmachtssoldaten den Turm sprengten. Die Trümmer fielen ins Schiff, die Kirche brannte aus.

Die wenigen Bewohner, die im Mai 1945 in das verlassene Dorf zurückkamen, fanden 20% der Gebäude

bewohnbar, was trotzdem hieß: keine Fensterscheiben, keine Türen, Wände und Dach voller Löcher, die Möbel zumeist verbrannt. Die Straßen mussten von Schutt, Panzern, Munition und Tierkadavern befreit, Granattrichter zugeschüttet werden. Die Felder waren verwüstet, die Bäume abgeholzt.

Die Gottesdienste wurden ab Mai in dem als Gemeinschaftsraum hergerichteten Esszimmer des Gutshauses gehalten. Der Pfarrer predigte im Soldatenmantel, aber er konnte den Kelch aus dem 17. Jahrhundert benutzen, den er rechtzeitig im Pfarrgarten vergraben hatte. Weihnachten 1945 war das Pfarrhaus instand gesetzt, es war mit nur sieben Granattreffern eines der am wenigsten zerstörten Gebäude.

Ab 1948: Die Bodenreform war abgeschlossen, die Macht der unfähigen

Funktionäre, die das Gut herunterwirtschafteten, beschränkt worden, die Zerstörungen durch das Oderhochwasser von 1947 beseitigt.

Gottesdienste wurden im wieder aufgebauten Pfarrhaus gehalten. Aber Karl Liesert, der 1947 als Pfarrer nach Sachsendorf gekommen war, und der ein charismatischer und durchsetzungsstarker Mann gewesen sein musste, wollte sich damit nicht abfinden. Schon ab Mai 1949 organisierte er das Aufräumen und Entrümmern und ab 1950 den Wiederaufbau der Kirche. Im Pfarrarchiv sind die Aufrufe abgeheftet: „Bereitschaft zur Holzspende“ (die Bauern besaßen Wald), „Wer hat Sand?“, „Hilfskräfte beim Lattenschneiden benötigt“. Kurze Sätze, darunter viele Namen. Zeitzeugen berichten einfach: Wer Zeit hatte, kam zur Kirche, manche mit dem Fuhrwerk direkt vom Feld.

Etwas 800 Einwohner hatte das Dorf zum Anfang der 50er Jahre. Nur wenige waren „alte“ Sachsendorfer, der Ort füllte sich mit Vertriebenen aus dem Osten; im Ortsteil Werder siedelten 50 Familien Dobrudscha-Deutscher vom Schwarzen Meer, sechs Jahre nachdem sie 1940 „heim ins Reich“ geholt und im Warthegau im Raum Posen angesiedelt worden waren. Vielleicht halfen deshalb so viele Einwohner: Weil sie ihre alte Heimat nicht erhalten konnten, wollten sie sich eine neue schaffen. Nicht alle waren evangelischen Glaubens, so wurden Gottesdienste beider Konfessionen gehalten. Für die Gläubigen im Ort war das unkompliziert; im Pfarrarchiv allerdings kann man nachlesen, wie wortreich zwischen dem Konsistorium und dem katholischen Bischof um das Mariengebete in einer evangelischen Kirche disputiert wurde.



Dorfkirche Sachsendorf 1948 ... und 1957

Mit aus den Trümmern geborgenen Ziegeln wurden zuerst die Wände aufgemauert und der Turm ausgebessert. Schon in dieser Zeit: Das Kirchliche Bauamt forderte Pläne, wies an, maß nach, trieb Schulden ein; aber es lieferte schon 1950 15.000 Biber-schwanz-Dachsteine. Eine heftige Auseinandersetzung gab es über die Höhe des Turmes. Weil die benötigten 14 000 Ziegel im Klosterformat nicht beschafft werden konnten, ist er nur ein Stumpf geblieben, das einfache Pyramidendach beginnt noch unterhalb vom Dachfirst des Langhauses. Widerstrebend genehmigte das Institut für Denkmalpflege den Turm als Provisorium. Es besteht noch heute. Der Turm verlor seine in mehreren Bauepochen geschaffene Eleganz, er wirkt jetzt wehrhaft und damit auf eine neue Art stimmig. Für die Ausbesserung des Ostgiebels konnten 1000 Ziegel beschafft werden.

Woher kam das Geld? Die Kirche hatte zusätzliche Einnahmen aus der Verpachtung von Kirchenland. Ansonsten galt damals schon wie heute noch: Spenden sam-

eln und Anträge schreiben. 1951/52 wurden 2.840,- DM gespendet, das war damals viel Geld. 5.000,- DM kamen aus dem Fonds „zur Sicherung und Erhaltung denkmalwerter kirchlicher Bauwerke“, dem sog. Nuschke-Fonds, über den der stellvertretende Ministerpräsident Otto Nuschke verfügte. Das Landesdenkmalamt gab 1.000,- DM, die Superintendentur 2.200,- DM aus ihrem Baufonds. Ein umfangreicher Schriftsatz sicherte, dass 30 kg Nägel, gespendet vom Konsistorium in Berlin-Charlottenburg, durch die DDR nach Sachsendorf transportiert werden konnten.

Im September 1953 konnte die Spendenliste für das Richtfest ausgelegt werden (500g Fleischmarken, 15 kg Kartoffeln, 1 Apfelkuchen...).

Der Kunstdienst der Evangelischen Kirche half bei der Gestaltung des Innenraums, die sparsam sein musste. Mit gleichartig gemauertem Altar, Kanzel und Taufe wurde eine stimmige Lösung gefunden. Das Kreuz ist aus Holz und Messing gearbeitet.

Die wiederaufgebaute Kirche wurde am 1. Advent 1954 feierlich

Anzeige

WILHELM AMBERG:
VORLESUNG AUS GOETHES „WERTHER“, 1870



THEATER – DIESMAL NICHT IN DER KIRCHE

Über mehr als zehn Jahre hat die Schauspielerin und Regisseurin Heidi Walier mit ihrer Theatergruppe in den Sommermonaten Tournées durch brandenburgische Dorfkirchen veranstaltet.

Aus Anlass ihres 70. Geburtstages lädt Heidi Walier nun Weggefährten und Interessenten zur Premiere der Komödie „Das Spiel von Liebe und Zufall“ von Pierre Carlet de Marivaux ein.

SAMSTAG, 26. SEPTEMBER 2015

Revuetheater „La vie en rose“, direkt neben dem Flughafen Berlin-Tempelhof

Ab 19 Uhr gibt es einen Sektempfang und nach der Vorstellung ein Büfett.

**KARTENVORBESTELLUNGEN
UNTER 0172 398 65 43**

eingeweiht. Drei Glocken kamen 1957 hinzu, eine Orgel fehlt bis heute.

Von den Hügeln vor **Libbenichen** aus sieht man den Reitweiner Sporn, ein Höhenzug, in den sich General Shukow einen Bunker graben ließ und von dem aus er die Schlacht bei Seelow befehligte. Die Hügel sind noch durchzogen von Laufgräben und Unterständen. Den Häusern des Dorfes sieht man es an, dass sie nach dem Krieg neu gebaut wurden, aber die Dorfkirche sieht aus wie auf den Fotos vom Anfang des 20. Jahrhunderts.

Die gelb verputzte Kirche besitzt im Kern noch die Feldsteinmauern aus dem 13. Jahrhundert, sie besteht aus einem Langhaus, einem eingezogenen Chor und dem nachträglich angebauten Turm, der keine Verbindung zum Inneren hat. Auf spätere Umbauten weisen der Name Friedrich Wilhelm des I. und die Jahreszahl 1736 in der Wetterfahne und die erweiterten Lichtöffnungen hin.

Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges waren Dach und Fenster so beschädigt, dass die Kirche nicht mehr benutzt werden konnte. Vom Innenraum waren nur die Bänke und der Taufstein erhalten geblieben. Die Kirchenbücher waren im Backofen des Pfarrhauses versteckt worden und sind dort verbrannt.

Drei Kilometer westlich, in Dolgeln, steht die oben erwähnte Kirche, die 1945 als einzige noch benutzbar war. 1947 wurden Dachziegel und Dachstuhl zur Baumaterialgewinnung freigegeben; heute ist die

Kirche eine Ruine. In diesen Fällen bezieht man sich in Brandenburg oft auf den Befehl 209 der Sowjetischen Militäradministration vom 9. September 1947. Es wurde befohlen, in Brandenburg den Bau von 10.000 Neubauernhäusern sicherzustellen und dafür u.a. Häuser und Höfe enteigneter Gutsbesitzer abzutragen. In diesem Befehl steht nichts von Kirchen, aber manch örtlicher Funktionär hatte ein Interesse daran, den Befehl auch auf Kirchen anzuwenden.

In Libbenichen ging der Weg des Baumaterials in die entgegengesetzte Richtung: Bauern brachten Dachziegel von ihren Scheunen zur Kirche. Sie bekam ein eindrucksvolles Patchwork-Dach aus Dachziegelspenden der örtlichen Bauern. Bis 1957 baute man außerdem neue Fenster ein, malerte den Innenraum, erneuerte die Zwischendecke, stellte die Kanzel auf einen Sockel neben den Altartisch. Die Wand hinter dem Altar trägt ein Holzkreuz. Die Taufschale wurde auf einem Hof entdeckt, sie diente als Futternapf. Zwei Glocken, vermutlich zwischen 1350 und 1360 gegossen, die in den letzten Kriegsmonaten abgegeben werden mussten, wurden nach dem Krieg im Hamburger Glockenlager gefunden und kamen zurück.

Religion galt offiziell als rückständig, war „Opium für das Volk“, das Baumaterial war knapp, die Bauern damit beschäftigt, ihre Höfe wieder aufzubauen – trotzdem war es, wie in Sachsendorf, selbstverständlich, dem Dorf wieder eine Mitte zu geben. Trifft man Zeitzeugen, spürt man ihren Stolz darauf; aber es gelingt nicht, ihnen „Heldengeschichten“ zu entlocken. Stolz und Bescheidenheit passen gut zusammen.

Mit dem Beseitigen gelegentlicher Sturmschäden und dem Auswechseln beschädigter Balken wurden die nächsten Jahrzehnte überstanden. 1995 konnten dann, für 400.000,-DM, Mauern, Dachstuhl und Dach grundlegend saniert werden. Als dabei festgestellt wurde, wie problematisch der Baugrund ist (Feldsteine in Lehm), konnte der Denkmalpflege sogar die Genehmigung für eine Dachrinne abgetrotzt werden.

Die Schuke-Orgel, die 1806 der Stadtkirche Müllrose abgekauft wurde, überstand den Krieg und wurde 1970 durch Spenden aus der Gemeinde gründlich restauriert. Leider wird sie zu selten gespielt.



Dorfkirche Libbenichen 1905...
...und 1950